

Robert-Tillmanns-Haus e.V.

Niko Rollmann



Impressum

Robert-Tillmanns-Haus e.V. · An der Rehwiese 30 · 14129 Berlin
www.rth-berlin.de · info@rth-berlin.de

Text: Niko Rollmann · Satz & Layout: Beatrice Freund
Druck: brandung³
Bilder: Niko Rollmann

ISBN: 978-3-9822433-3-7
1. Auflage 2020

Anerkannter Träger der Bundeszentrale für politische Bildung

„Jenseits vom Checkpoint Charlie“

Andere Seiten der Berliner Mauer

– Edition RTH –
Heft XI

**Heft X: „Die Vier-Sektorenstadt Berlin“
Ihr Status seit 1945 und das Viermächte-Abkommen vom 3. September 1971
ISBN: 978-3-9822433-1-3**

Die Stadt Berlin erlebte ab 1945 dramatische Zeiten: Sie war praktisch ein Zankapfel der alliierten Besatzungsmächte. Über die Jahre hinweg gab es mehrere große Krisen, in denen es oft um die Frage ging, welchen rechtlichen Status die Stadt - und vor allem West-Berlin - hatte. Erst mit dem Viermächteabkommen von 1971 wurden diese Fragen geklärt. Das Heft erläutert ausführlich die entsprechenden Umstände und die Bedeutung des Abkommens (36 Seiten).

Bestellung unter info@rth-berlin.de
oder auf www.rth-berlin.de

Heft VII: „Die Alliierten in Berlin 1945-1994“

ISBN: 978-3-00-059138-9

Ein halbes Jahrhundert lang - von 1945 bis 1994 - sollten die alliierten Besatzungsmächte die geteilte Stadt Berlin prägen. Die Präsenz von Amerikanern, Russen, Briten und Franzosen gehörte dabei für viele Berliner zum Alltag. Zwischendurch gab es aber auch immer wieder dramatische Vorfälle und unerwartete Ereignisse. Heutzutage droht dieser Abschnitt der Geschichte in Vergessenheit zu geraten. Dieses Heft vermittelt einen anschaulichen Überblick und zeigt auf, wo die Alliierten ihre Spuren in Berlin hinterlassen haben (36 Seiten).

Heft VIII: „Kleiner Berliner Nachhaltigkeits-Leitfaden“

ISBN: 978-3-00-062864-1

Wie können Alltag, Konsum und Finanzen in Berlin nachhaltig gestaltet werden? Unser kleiner Leitfaden enthält zahlreiche Tipps und Adressen dazu. Darüber hinaus werden auch nützliche Websites, weiterführende Literatur und sonstige Medien aufgeführt (28 Seiten).

Heft IX: „Corona schlug ein wie eine Bombe“ Die Situation Berliner Obdachloser während der Pandemie

ISBN: 978-3-9822433-0-6

Die Corona-Pandemie sollte gerade für die Obdachlosen Berlins eine Katastrophe darstellen! Diese Schrift dokumentiert die verschiedenen Auswirkungen der Seuche auf die Betroffenen. Zugleich wird beschrieben, wie die Obdachlosen, die sie unterstützenden Hilfsorganisationen, die Behörden und engagierte BürgerInnen versuchten, mit dieser Situation umzugehen. Zudem thematisiert das Heft, welche entsprechenden Vorkehrungen für den Fall zukünftiger Pandemien zu treffen sind. (36 Seiten).

Inhaltsverzeichnis

1. Vorwort	4
2. Die Berliner Mauer als Alltag und als „Pull-Faktor“	6
3. Verbotener Untergrund	8
4. Eine Mauerstadt als Tor zum Westen	11
5. Massenflucht in den Osten	13
6. Am Anfang stand... Polen	15
7. Vom „antifaschistischen Schutzwall“ zum archäologischen Relikt	18
8. Ende der Geschichte – Ende der Mauer(n)?	21

1. Vorwort

Vor 60 Jahren wurde die Berliner Mauer gebaut. Sie war *das* Symbol des geteilten Deutschlands – und des geteilten Europas! Sie war der augenscheinlichste Beweis für das Versagen und die Menschenverachtung des Kommunismus. Zugleich wurde sie immer wieder als ein „typisch deutsches“ Bauwerk bezeichnet. Sie war äußerst logisch und gleichzeitig völlig absurd. Sie war „antifaschistischer Schutzwall“ und „Schandmauer“. Für manche Menschen bedeutete sie permanente Demütigung, Freiheitsverlust und Tod. Für Andere war sie Alltag. Oder eine banale Touristenattraktion, die man beim West-Berlin-Besuch halt „mitnehmen“ musste. Sie war auch ein Magnet für morbide Melancholiker, denen es einen Kick gab, im Schatten der Mauer durch die heruntergekommene Viertel Kreuzbergs zu wandern. West-Berliner konnten direkt an die Mauer herangehen, sie berühren, sie gar mit irgendwelchen Parolen besprühen. Ost-Berliner hingegen sahen sie zumeist nur aus der Ferne (es war für sie mit größter Gefahr verbunden, ihr zu nahe zu kommen). Man könnte es auch so formulieren: Die Berliner Mauer war eines der extremsten Bauwerke der Geschichte, mit zahlreichen Bedeutungsebenen aufgeladen.

Zugleich hat man aber mittlerweile den Eindruck, dass die Erinnerung an sie zu versteinern scheint: Es werden fast immer die gleichen Bilder gezeigt und die gleichen Geschichten erzählt ... Checkpoint Charlie, Fluchttunnel, Sprung in die Freiheit. Der hilflos wirkende Günter Schabowski mit seinem Zettel. Alles schon gesehen, alles schon gehört! Und noch etwas: Im letzten Jahr, 2019, wurde der 30. Jahrestag der Öffnung der Mauer begangen. Aber eigentlich schien es ein eher „lauwarmes“ Gedenken zu sein: Begeisterung und Leidenschaft waren kaum zu erkennen, die entsprechenden Veranstaltungen wirkten eher wie lästige Pflichtübungen. Hier und da hieß es: „Die Osis sind damals angeblich auf die Straße gegangen, um für Freiheit zu demonstrieren. Und jetzt wählen sie AfD!“ Auf der anderen Seite herrschte wiederum der Eindruck, dass die Westdeutschen sich nach wie vor nicht für Ostdeutsche interessieren würden – und es auch nie getan hätten. Beidseitige Antipathie, Desinteresse.

Angesichts all dieser Verkrustungen stellt sich die Frage, wie man die Berliner Mauer vielleicht noch einmal etwas anders darstellen könnte. Denn tatsächlich gibt es viele Geschichten, die noch nicht erzählt worden sind und viele Aspekte, die man noch nicht beleuchtet hat. Es ließe sich ein frischer Blick auf die Mauer werfen, ohne ihre Geschichte zu verfälschen. Diese Publikation möchte anhand von sieben „Einblicken“ eine andere Sichtweise der Berliner Mauer vermitteln als man sie normalerweise in den gängigen Darstellungen der Medien findet. Denn letzten Endes geht es darum, die Erinnerung an einen Albtraum des 20. Jahrhunderts in all ihrer Vielschichtigkeit zu bewahren und der Opfer der Mauer zu gedenken.

Gleichzeitig müssen wir uns fragen, wo heutzutage die Mauern stehen, welche Konsequenzen sie haben und wie groß unsere Mitverantwortung dabei ist. Denn die Geschichte der Mauer(n) ist noch längst nicht beendet!

Heft IV: „Unter Hitler hatten alle Arbeit!“

Die langlebigen Mythen des Nationalsozialismus

ISBN: 978-3-00-051823-2

Dieses Heft thematisiert langlebige Mythen aus der NS-Zeit, die bis zum heutigen Tage immer wieder auftauchen. Dabei geht es zum Beispiel um die Behauptung, dass es im Nationalsozialismus keine Arbeitslosigkeit und kein Verbrechen gegeben habe – oder die „Wunderwaffen“-Mythen und die These, dass der Angriff auf die Sowjetunion nur ein Präventivschlag gewesen sei. In kompakter Form werden die fünf gängigsten Legenden dargestellt und widerlegt (36 Seiten).

Heft V: „Flüchtlinge in Berlin – damals und heute“

ISBN: 978-3-00-054424-8

Diese Publikation behandelt die Geschichte der in Berlin eintreffenden Flüchtlinge vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Als Überblicksdarstellung zeigt sie, wie Flüchtlinge in der Stadt aufgenommen wurden und wie sie Berlin veränderten. Das bebilderte Heft umfasst eine Zeittafel, ein Literatur- und Adressenverzeichnis zum Thema. Es ist sowohl für historisch interessierte Leser als auch für Aktivisten und Multiplikatoren geeignet (47 Seiten).

Heft VI: „Der Spanische Bürgerkrieg 1936-1939“

ISBN: 978-3-00-055452-0

Kaum ein Konflikt hat Europa so sehr erschüttert wie der Bürgerkrieg, der Spanien von 1936 bis 1939 verwüstete. Oft wird dieser Kampf auch als „Auftakt zum Zweiten Weltkrieg“ gesehen. Sowohl NS-Deutschland als auch Mussolinis Italien und die Sowjetunion waren an dem erbitterten Ringen militärisch beteiligt. Zugleich kämpften zahlreiche Freiwillige aus dem Ausland auf beiden Seiten. Das Heft stellt die komplexen Ereignisse in einer klaren, übersichtlichen Form dar und thematisiert auch die Frage, wie Spanien heutzutage mit dieser düsteren Vergangenheit umgeht (36 Seiten).

Folgende Hefte sind in der „Edition RTH“ erschienen:

Heft I: Verbotener Untergrund

Die unterirdische Geschichte der Berliner Mauer

ISBN: 978-3-00-046280-1

Das Heft behandelt die unterirdische Dimension der Berliner Mauer: Fluchttunnel, Fluchtversuche durch die Kanalisation, die „Geisterbahnhöfe“, verschlossene Keller und Tunnel sowie die „Operation UTA“ des MfS. Mit Literaturliste, Ausstellungs- und Veranstaltungshinweisen (32 S.).

Heft II: Berlin 1945

Die Schlacht um die „Reichshauptstadt“

ISBN: 978-3-00-048324-0

Das Heft thematisiert den Kampf um Berlin im Jahre 1945. Dabei werden die historischen Hintergründe, die besonderen Aspekte der Schlacht, die Auswirkungen, die Legenden, die „ungelösten Rätsel“ und die Gedenkkultur beider Seiten behandelt. Ein ausführlicher Abschnitt behandelt zudem die heute noch sichtbaren Spuren im Stadtbild. Mit Zeittafel und Literaturliste (44 Seiten).

Heft III: NS-Bunker als Gedenkort?

ISBN: 978-3-00-049690-5

Eine kritische Auseinandersetzung mit der Frage, wie heutzutage mit verbliebenen NS-Bunkern umzugehen ist. Mit historischem Rückblick auf das „Zeitalter des Betons“, einer Darstellung der Problematik des grassierenden „Bunkertourismus“, Fotos verschiedener europäischer Fallbeispiele, Hinweisen zur Gestaltung von Bunker-Ausstellungen und einer Literaturliste (36 Seiten).



Checkpoint Charlie - versteinertes Gedenken



Die Berliner Mauer - eines der extremsten Bauwerke der Geschichte



West-Berliner konnten sich an der Mauer künstlerisch und politisch austoben

Noch etwas: Nach dem Abriss der Berliner Mauer wurde häufig von einer neuen Mauer gesprochen, der „Mauer in den Köpfen“. Dieser Begriff wurde benutzt, um die Andersartigkeit von Ost- und Westdeutschen zu umschreiben. In vielen Köpfen existiert diese Mauer immer noch. Und in der Bernauer Straße, wo sich heutzutage das Herzstück der Berliner-Mauer-Gedenkkultur befindet, stoßen wir mittlerweile auf eine weitere neue Mauer, nämlich eine soziale. Sie birgt eine gewisse Ironie in sich: Früher trennte dort die Berliner Mauer den abgewrackten, heruntergekommenen Ost-Berliner Bezirk Mitte vom freien, wohlhabenden West-Berlin. Heutzutage ist es praktisch genau umgekehrt: Auf der einen Seite die hochpreisige, durchsanierte „hippe Mitte“, auf der anderen Seite der immer noch etwas „ranzige“ Wedding. „Gehobene Mittelschicht“ prallt auf „Migrationshintergrund“!

Wenngleich die Berliner Mauer auf ihre ganz eigene Art und Weise einzigartig war, so werden uns die großen Mauern auf absehbare Zeit nicht ausgehen!

2. Die Berliner Mauer als Alltag und als „Pull-Faktor“

In den Medien wird die Mauer oft als entscheidendes, zentrales Merkmal West-Berlins dargestellt. Und natürlich war sie das auch – denn wo gab es sonst noch eine große, von einer Mauer praktisch vollständig umschlossene Metropole? Es kam als besondere historische Kuriosität hinzu, dass diese Mauer nicht etwa dem militärischen Schutz der Stadt diente, sondern lediglich verhindern sollte, dass von außen Menschen in sie hinein gelangten. In diesem Zusammenhang war eine weitere Besonderheit, dass die Mauer ja nicht von der Stadt West-Berlin selbst gebaut worden war, sondern von den Herrschern des um sie herum liegenden Territoriums.

Aber trotz all dieser extremen Umstände war es keinesfalls so, dass die in West-Berlin lebenden Menschen die ganze Zeit mit Schrecken an diese Mauer dachten. Denn auch als „halbe Stadt“ war West-Berlin immer noch so groß, dass die BewohnerInnen bestimmter Bezirke die Mauer kaum zu Gesicht bekamen: Man lebte in Wilmersdorf, arbeitete in Schöneberg und feierte in Charlottenburg – und die Mauer war irgendwo da draußen am Stadtrand. Man begegnete ihr höchstens mal, wenn man in die Bundesrepublik fuhr oder vielleicht Besuch hatte, der unbedingt die Mauer sehen wollte. Und selbst dann, wenn man zu den wenigen Menschen gehörte, die direkt an der Mauer wohnten: Man lernte, damit zu leben. Man sah die Mauer – aber man nahm sie nicht mehr wahr. Oder man integrierte sie in seinen Alltag: So hatte der „Laubenpieper“ an der Mauer seine Ruhe ... und der Kreuzberger machte seinen Sonntagsspaziergang eben



Die Berliner Mauer hat längst auch ihren Weg in die Welt der Street Art gefunden (Aufkleber-Motiv)

schützen, an verschiedenen Stellen Gebiete hermetisch abgeriegelt – was für die örtliche Zivilbevölkerung mit großen Härten verbunden ist. Und einem US-Präsidentschaftskandidaten namens Donald Trump hat das Versprechen, die Grenze nach Mexiko zu vermauern (wofür die Mexikaner auch noch zahlen sollten), mit zum Wahlsieg verholfen.

Aber auch vor unserer Haustür, im Süden Europas, gibt es mittlerweile eine neue Mauer. Sie besteht allerdings nicht aus Steinen, Stahlbeton oder Stacheldraht – sie verläuft praktisch mitten im Wasser: Mit Schiffen, Flugzeugen und modernster Überwachungstechnik versucht die EU, Menschen aus Afrika davon abzuhalten, nach Europa zu kommen ... immer wieder auch mit tödlichen Folgen. Wo werden die Mauern in 50 Jahren verlaufen, wie werden sie aussehen?

die Mauer entlang. In gewisser Hinsicht war es sogar so, dass die Mauer von manchen als vorteilhaft empfunden wurde: Aus politischen Gründen sollte die Stadt West-Berlin von der Bundesrepublik umfangreich durchsubventioniert sein, war es doch von besonderer Wichtigkeit, dass die „Frontstadt“ ökonomisch gut existieren konnte. Insofern war das Leben in dieser Stadt mit gewissen finanziellen Vorteilen verbunden.

Zugleich zog die Mauerstadt West-Berlin auch bestimmte Menschen an, die ein Leben „an der Mauer“ als Nervenkitzel, als künstlerisch anregend empfanden. Ihre Zahl mag relativ gering gewesen sein, aber oft handelte es sich um Menschen, die großen Einfluss in der Musik- und Kulturszene hatten (wie zum Beispiel David Bowie, der mit „Heroes“ eine Art Mauer-Hymne schrieb). Zu den Schattenseiten dieses Phänomens gehörte dabei, dass ein Teil dieser Menschen nicht verstand oder nicht verstehen wollte, welche schreckliche Tragödie die Mauer für unzählige Menschen bedeutete. Und oft war bei diesen „Morbiditysromantikern“ auch kein Interesse daran vorhanden, wie es im Osten der Stadt aussah und wie die dort wohnenden Menschen die Mauer erlebten.



Entspannter Spaziergang entlang der Mauer



Von DDR-Grenzern vermaueretes Kellerfenster

3. Verbotener Untergrund

Die Berliner Mauer hatte immer auch eine unterirdische Dimension. Denn aufgrund der Tatsache, dass die Stadt über eine ausgedehnte, seit Mitte des 19. Jahrhunderts entstandene unterirdische Infrastruktur verfügt, boten Tunnel und Keller zumindest theoretisch zahlreiche Möglichkeiten, nach West-Berlin zu gelangen. So sind zum Beispiel in den ersten Wochen nach dem Bau der Mauer zahlreiche Menschen durch die Kanalisation geflüchtet.

Als die DDR-Grenzer dieses System dann im grenznahen Bereich vergittern ließen, begann die große Ära der Fluchttunnel. Die meisten davon wurden bis 1965 gebaut, man geht von etwa 75 Tunnelbau-Projekten aus. Insgesamt sollen so über 250 Menschen in den Westen geflüchtet sein. Der Bau derartiger Tunnel war immer mit großem Aufwand verbunden und die ostdeutschen Grenzer entwickelten ihre Gegenmaßnahmen – wie zum Beispiel den Einsatz von Richtmikrofonen im Boden unterhalb des „Todesstreifens“ – immer weiter.

Jenseits dieser „Tunneleien“ ließen die DDR-Grenzer die Keller im grenznahen Bereich sichern und versperrten auch Fußgängertunnel, die eine Flucht in den Westen hätten ermöglichen können. Trotzdem blieb aber die Angst, dass es hier oder da noch in Ver-



Bunker des sogenannten Atlantikwall-Festungsgürtels (Niederlande)

8. Ende der Geschichte – Ende der Mauer(n)

Die Berliner Mauer ist Geschichte, ein abgeschlossenes Thema, nur noch in Form archäologischer Relikte vorhanden. Das Wichtigste ist schon längst gesagt worden. Oder?

Ja und nein. Denn wenn man die Berliner Mauer nicht als ein singuläres Kapitel der Vergangenheit betrachtet, sondern sie sozusagen in die Geschichte der Menschheit einordnet, so fällt einem schnell auf, dass sie nur eine von vielen „großen Mauern“ war: Die Römer legten mehrere ausgedehnte Befestigungssysteme an, um sich – salopp formuliert – die Barbaren vom Leibe zu halten. Ebenso könnte man an die legendäre Große Mauer Chinas denken. Im 20. Jahrhundert entstanden dann diverse Sperrsysteme, die mit der Berliner Mauer vergleichbar sind: die Grenze zwischen Nord- und Südkorea. Die Mauer, die Zypern teilt. Aber auch die Mauern und Zäune, die in Nordirland die verfeindeten katholischen und protestantischen Gemeinden voneinander trennen sollten. Darüber hinaus entstanden in der Zwischenkriegszeit und während des Zweiten Weltkrieges in Europa auch ausgedehnte, geschlossene Festungsgürtel, die teilweise ein monströses Ausmaß annahmen – wie zum Beispiel der von den Nazis gebaute „Atlantikwall“ (der von den Alliierten allerdings innerhalb eines einzigen Tages durchbrochen wurde). Es musste übrigens nicht immer Stahlbeton sein: Mitunter reichten auch ausgedehnte Minengürtel, um bestimmte Gebiete zu „sperrn“. Und, ach ja, dann war da ja noch die von der DDR gut befestigte deutsch-deutsche Grenze!

Auch in unserem Zeitalter, dem 21. Jahrhundert, werden weiterhin große Mauern gebaut: So hat zum Beispiel der Staat Israel, um sich vor militanten Palästinensern zu

Aus diesen Gründen setzte sich bei den im Bereich der Gedenkkultur tätigen Sachverständigen die Erkenntnis durch, dass auf mehreren Ebenen „nachgebessert“ werden müsste. Somit wurden zum Beispiel im stadttinneren Bereich Markierungen in den Boden eingelassen, die den genauen Verlauf der Mauer anzeigen.

Zudem wurden vielerorts neue Infotafeln, Infostelen oder andere Gedenkzeichen aufgestellt. Es kamen auch entsprechende Kunstwerke hinzu. Und man bemühte sich, „sekundäre Relikte“ der Berliner Mauer zu erschließen – wie zum Beispiel ihre archäologischen Hinterlassenschaften. Alle diese Bemühungen dienen einem zentralen Ziel: Die Erinnerung an die Berliner Mauer für zukünftige Generationen lebendig zu erhalten.

gessenheit geratene unterirdische Fluchtwege geben könnte. In diesem Zusammenhang dachte man zum Beispiel an geheime NS-Bauten. Schließlich wurde 1969 die Operation „UTA“ (Abkürzung für „Untertägige Anlagen“) eingeleitet – eine systematische Erforschung des unterirdischen Berlins. Abgesehen von der Suche nach unbekanntem Ost-West-Verbindungen ging es bei dieser großen Recherche immer auch um die Frage, ob sich im Untergrund der Stadt noch irgendwo von den Nazis geraubte Kunstschätze, das legendäre „Nazi-Gold“, das Bernsteinzimmer oder wichtige Unterlagen aus der NS-Zeit befinden könnten. Nun, der bedeutendste „UTA“-Fund waren Teile der privaten Tagebücher von Joseph Goebbels. Sehr viel mehr fand man aber nicht, auch keine geheimen Passagen Richtung West-Berlin. Mit der Vorlage eines Abschlussberichtes war die Aktion 1975 praktisch beendet.



Freigelegter Abschnitt eines Fußgängertunnels, der nach dem Mauerbau versperrt wurde

Eine besondere Herausforderung für die DDR-Grenzer sollte das Berliner U- und S-Bahnsystem darstellen: Wie wollte man verhindern, dass dieses Netzwerk für die Flucht in den Westen genutzt werden könnte? Schließlich konnte man nicht jeden einzelnen Zug an der Sektorengrenze von vorne bis hinten kontrollieren. Dieses Problem betraf besonders die Linien, die unterhalb des Ost-Berliner Bezirkes Mitte verliefen, der wie eine große Landzunge in den Westen Berlins ragte.

Die „Lösung“ des Problems war die Stilllegung der entsprechenden Bahnhöfe unterhalb des Bezirkes: Sie konnten zwar noch durchfahren werden, waren aber nicht mehr für den Passagierverkehr geöffnet (die einzige Ausnahme stellte der Bahnhof Friedrichstraße als zentraler Ein- und Ausreisepunkt für Ost-Berlin dar). Diese Maßnahme betraf die heutigen Linien U6 und U8 sowie den Nord-Süd-Tunnel der S-Bahn.

Zudem wurde auch der unter dem Grenzstreifen der Mauer liegende U-Bahnhof Potsdamer Platz (heutige U2) stillgelegt. Ein umfassendes Kontrollsystem sollte dafür sorgen, dass keine unbefugten Personen in die Bahnhöfe beziehungsweise die sie verbindenden Tunnel gelangten.

Die „Geisterbahnhöfe“ der Berliner Mauer stießen damals wie heute auf ein großes Interesse der Öffentlichkeit, sozusagen als faszinierende, morbide Besonderheit des DDR-Grenzregimes. Heutzutage sind alle diese Stationen längst wieder voll funktionsfähig und nur noch wenige Spuren erinnern an ihre Vergangenheit.

Nach der Öffnung der Mauer sollte der Fund „vergessener“ (besser: verdrängter) NS-Bunker unterhalb des ehemaligen Todesstreifens für große Aufregung und lange Diskussionen sorgen. Aber das ist eine andere Geschichte ...

„private Initiative vor Ort“ – einfach nur weg damit! Innerhalb von ein, zwei Jahren war sie fast vollständig aus dem Stadtbild verschwunden. Und dann dauerte es noch mal ein paar Jahre, bis den Einwohnern der Stadt dämmerte, dass es irgendwie ein Problem gab: Es kamen immer häufiger Touristen, die eine ganz bestimmte Frage stellten: „Wo genau war hier eigentlich die Mauer?“ Und wenn gerade mehrere Einheimische vor Ort waren, entfaltete sich dann mitunter ein kleines Spektakel: Die Eingeborenen stritten sich darüber, wo denn nun die Mauer gewesen sei („Du hast keine Ahnung! Die Mauer lief hier die Straße runter und hinten dann nach rechts ab. Bis zur nächsten Ecke! Und dann wieder weiter ...“).



Ausgrabung der Fundamente einer Fahrzeugsperrung

Lange Rede, kurzer Sinn: Je weiter die Zeit voranschritt, desto schwieriger wurde es, inmitten der sich rasant verändernden neuen Hauptstadt den Verlauf der Mauer zu rekonstruieren. Es kam ein weiteres Problem hinzu: Natürlich gab es noch ein paar markante Reste der Mauer, wie zum Beispiel den Abschnitt an der Bernauer Straße oder die berühmten bemalten Segmente der East Side Gallery. Zudem konnte man auch den ehemaligen Checkpoint Charlie aufsuchen. Aber an diesen Orten ließen sich die „Dreidimensionalität“ der Berliner Mauer und die Komplexitäten des DDR-Grenzregimes oft nur ansatzweise erfassen. Und vor allem dann, wenn Menschen ohne entsprechende Vorkenntnisse (weil sie vielleicht noch sehr jung waren oder aus anderen Ländern stammten) kamen, sollte es sich oft als schwierig erweisen, die Geschichte der Berliner Mauer in greifbarer, anschaulicher Form zu vermitteln.

Es gehört zu den klassischen StadtführerInnen-Anekdoten, dass dann gelegentlich auch gefragt wurde: „Warum haben die Leute nicht einfach eine Leiter genommen, um über die Mauer zu klettern?“



Infostele zur Geschichte der Mauer

7. Vom „antifaschistischen Schutzwall“ archäologischen Relikt

Wer heutzutage die Gedenkmeile entlang der Bernauer Straße abwandert, kann dort mehrere „archäologische Fenster“ sehen. Dabei handelt es sich um unterirdische Relikte der Berliner Mauer, die durch Grabungen wieder ans Tageslicht gekommen sind. Man hat sie dokumentiert, einer konservatorischen Behandlung unterzogen und dann vor Ort belassen, um sie für die Öffentlichkeit sichtbar zu machen. Zu diesen archäologischen Fenstern gehören zum Beispiel die Fundamente der als Fahrzeugsperren dienenden „Spanischen Reiter“ und die Keller von Gebäuden, die von den DDR-Grenzern abgerissen wurden, um ein „freies Schussfeld“ zu gewährleisten. Mitunter wird diese Archäologie des 20. Jahrhunderts von den BesucherInnen mit einem gewissen Befremden wahrgenommen: Archäologie – sollte es da nicht um die Antike oder das Mittelalter gehen? Was soll das Ganze? Was kann uns ein ausgegrabenes Betonfundament schon groß erzählen?

Für die Beantwortung dieser Fragen muss man sich gedanklich zurück an den Anfang der neunziger Jahre begeben: Die Mauer war am 9. November 1989 geöffnet worden. Zuvor hatte man 28 Jahre lang mit diesem entsetzlichen Bauwerk leben müssen. Jetzt sollte sie einfach nur verschwinden, so schnell wie möglich. Ob staatlicher Abriss oder



Über den Bahnhof Friedrichstraße schleuste die DDR Flüchtlinge nach West-Berlin

4. Eine Mauerstadt als Tor des Westens

Die extremen Umstände, die aus der Teilung Berlins und dem Bau der Mauer resultierten, führten immer wieder zu besonderen Ereignissen und Entwicklungen, die in ihrem Ausmaß und ihrer Dynamik kaum vorhersehbar waren. Letzten Endes stellte das geteilte Berlin eine Art Brennglas des Kalten Krieges dar: Kleinste Verschiebungen im Verhältnis der beiden Machtblöcke zueinander zeigten sich oft zuerst hier. Anders formuliert: Berlin erfüllte damals in vielerlei Hinsicht die Rolle eines hochsensiblen Seismografen des Ost-West-Konfliktes. Und gerade Ost-Berlin war immer wieder für eine Überraschung gut, wenn es darum ging, das geopolitisch exponierte West-Berlin unter Druck zu setzen. Manchmal konnten die dann entstehenden Wellen sogar bis in die Bundesrepublik hinein schwappen – wie es zum Beispiel bei einem mittlerweile weitgehend in Vergessenheit geratenen Flüchtlingsstrom der Fall war:

In den späten 1970ern fing die DDR an, Flüchtlinge aus Pakistan, Sri Lanka und bestimmten afrikanischen Staaten nach West-Berlin hineinzuschleusen. Diese Menschen konnten in ihrer Heimat Tickets der DDR-Fluglinie „Interflug“ kaufen, um nach Ost-Berlin zu gelangen (als Alternative gab es auch entsprechende Flüge der sowjetischen Aeroflot). Sie landeten dort auf dem Flughafen Berlin-Schönefeld und wurden sogleich mit Bussen zum Bahnhof Friedrichstraße gebracht. Von dort aus konnten sie ohne Komplikationen mit der S-Bahn in den Westen der Stadt fahren, irgendwo aussteigen und bei den örtlichen Behörden politisches Asyl beantragen. Dabei kam ihnen zugute, dass es bei der Fahrt nach West-Berlin hinein keine Grenzkontrollen gab: Da die Berliner Mauer vom Westen nie als legitime Grenze anerkannt worden war, gab es dementsprechend auch

keine Kontrollen. Für die DDR war dieser „Transit“ aus zweierlei Gründen sehr vorteilhaft: Erstens verdiente man mit den Flugtickets gutes Geld. Und zweitens konnte man die Zahl der Flüchtlinge jederzeit nach Gutdünken erhöhen, um West-Berlin beziehungsweise die Bundesrepublik unter Druck zu setzen.

Mitte der achtziger Jahre erreichte diese Entwicklung ihren Höhepunkt: Im ersten Halbjahr 1986 kamen mehr als 20 000 Menschen über Schönefeld nach West-Berlin. Ein großer Teil davon musste in der Bundesrepublik untergebracht werden. Überall stießen die Kapazitäten für die Aufnahme von Flüchtlingen an ihre Grenzen – so mussten auch Menschen zum Beispiel in Turnhallen übernachten. Fremdenfeindliche Ressentiments machten sich derweil in der Bevölkerung breit, eine neue rechtspopulistische Partei namens „Die Republikaner“ genoss verstärkten Zuspruch. In konservativen Kreisen ging man währenddessen davon aus, dass die DDR mit ihrem Vorgehen ganz gezielt die Bundesrepublik destabilisieren wollte. Die politische Führung suchte derweil nach Möglichkeiten, den Zustrom irgendwie auf diplomatischem Wege zu stoppen. Mit einer Art „diskreter Absprache“ konnte die DDR im September 1986 schließlich dazu bewegt werden, den Flüchtlingsstrom zu stoppen. Die Menschen, die damals als Flüchtlinge nach West-Berlin und in die Bundesrepublik kamen, gelten heutzutage übrigens als sehr gut integriert.

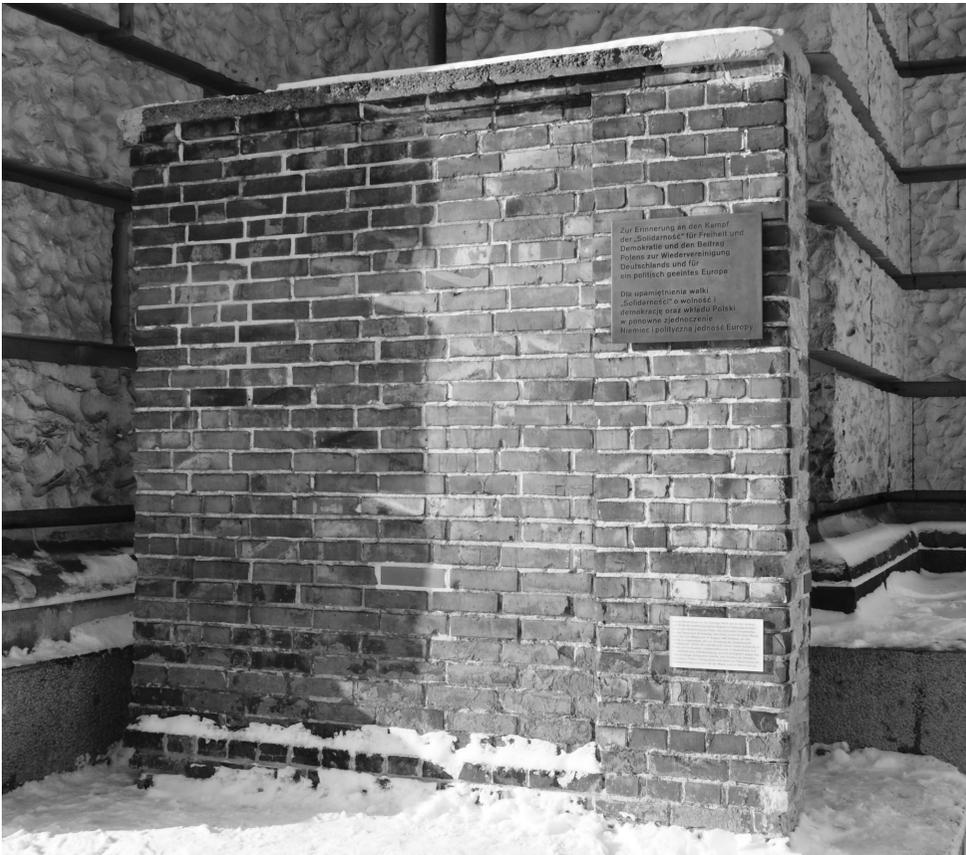
Mit diesem traurigen Zustand konnten und wollten große Teile der Bevölkerung sich nicht abfinden: Bis in die 1960er hinein existierten in den ausgedehnten Waldgebieten Polens Partisanenverbände, die gegen die Sowjets kämpften. Zudem gab es in den Städten des Landes mehrere große Aufstände gegen die kommunistische Herrschaft – wie zum Beispiel 1956 in Posen und 1970 in Stettin. Der Staat reagierte brutal, die Unruhen wurden gewaltsam „befriedet“. Aber trotz dieser Rückschläge setzten die Polen ihren Widerstand gegen Diktatur und Fremdherrschaft fort. Am Anfang der 1980er wurde dann das letzte Kapitel dieser Geschichte aufgeschlagen:

Während die Basis des kommunistischen Parteiapparats langsam zerbröselte, sollte die Gründung der unabhängigen Gesellschaft „Solidarność“ eine unerhörte, geradezu revolutionäre Herausforderung für den Staat darstellen. Trotz erneuter schwerer Repression schaffte das System es dieses Mal nicht mehr, die Opposition in Griff zu bekommen. Nach jahrelangem, erbittertem Tauziehen gab es dann 1989 erste „halbfreie“ Wahlen, bei der die Kommunisten eine vernichtende Niederlage erlitten. Damit war der Weg für eine Demokratisierung des Landes geebnet. Mit dem Abzug der letzten sowjetischen Truppen 1993 war Polen wieder ein freies Land. Der Jahrzehnte andauernde, opferreiche Kampf hatte sich gelohnt!

Die Ereignisse in Polen wurden von vielen jungen Menschen innerhalb der DDR mit großer Aufmerksamkeit betrachtet. Und am Ende stand die Erkenntnis, dass es sehr wohl möglich war, die Diktatur zu überwinden – und zwar mit *friedlichen* Mitteln! Diese Gewissheit sollte der ostdeutschen Opposition (und natürlich auch den Demokratiebewegungen in anderen Staaten des Ostblocks) einen maßgeblichen, nicht zu unterschätzenden Impuls verleihen. Und deswegen ist es auch gut, dass seit 2009 ein neues Denkmal am Reichstag steht: Es ist ein Stück aus der Mauer der Danziger Werft. Im August 1980 kletterte ein damals noch völlig unbekannter junger Mann namens Lech Wałęsa über diese Mauer, um zu seinen streikenden KollegInnen innerhalb der Werft zu gelangen. Wie man so schön sagt: „And the rest is history!“

Führung signalisiert hatte, dass er den systematischen Einsatz von Gewalt gegen die Demonstranten nicht unterstützen würde. Natürlich ist diese Form der Darstellung zunächst einmal nicht falsch. Aber sie unterschlägt eine wichtige Komponente, die bei den Ereignissen des Jahres 1989 eine bedeutende Rolle spielen sollte: Die Rolle unseres polnischen Nachbarn.

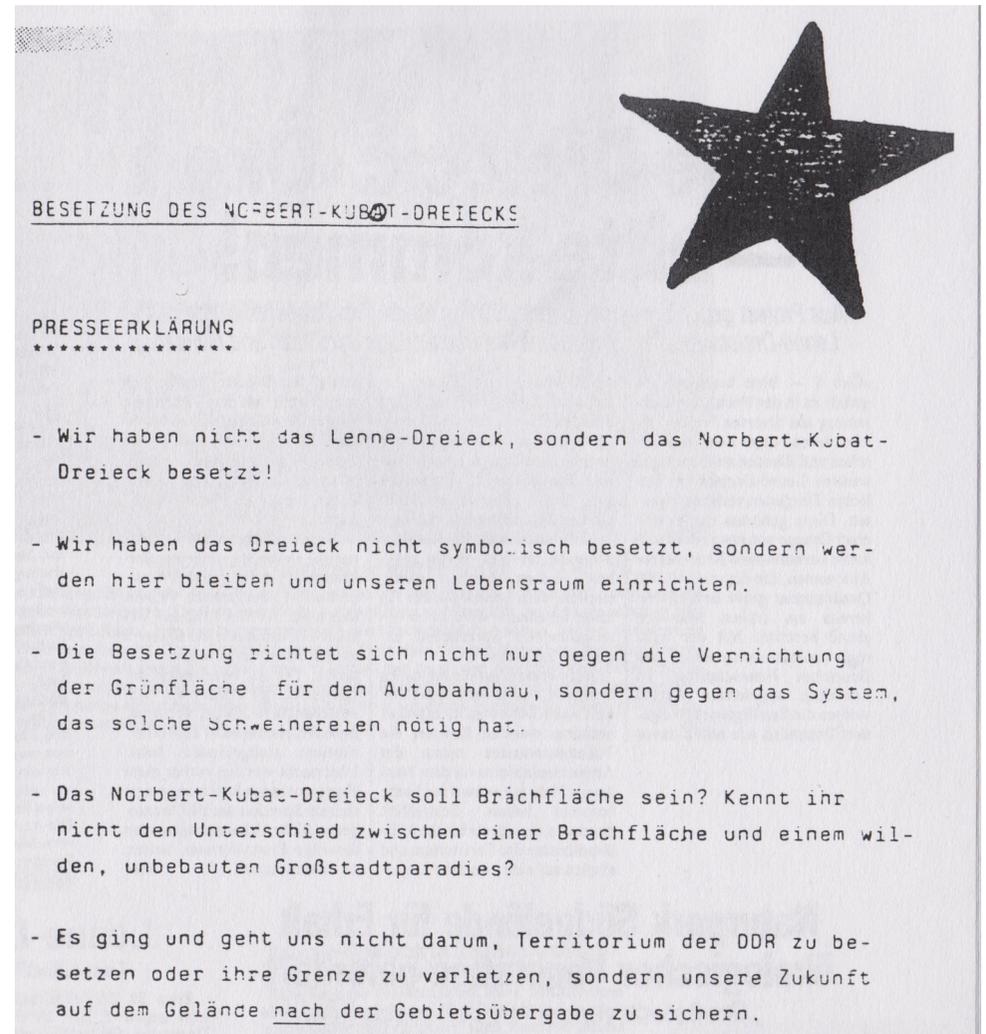
Polen war der erste Staat des Ostblocks, der sich von der Herrschaft der Sowjets befreite. Das hängt damit zusammen, dass die Neuordnung Europas ab 1945 gerade für die Polen eine besonders ganz bittere Erfahrung sein sollte: Ihr ursprünglicher Staat war ja von den Russen, Preußen und Österreichern im Rahmen der „polnischen Teilungen“ (1772, 1793, 1795) von der Landkarte gefegt worden. 1918 entstand dann ein neues, freies Polen – das aber bereits 1939 von Deutschland und der Sowjetunion angegriffen und erneut zerschlagen wurde. Als der Zweite Weltkrieg dann 1945 vorbei war, beherrschte die Rote Armee das Land. Wieder war die Hoffnung auf ein freies Polen gescheitert.



Kapitel 06 Bild 02 Solidarnosc-Denkmal am Reichstag

5. Massenflucht in den Osten

Zur Geschichte der Berliner Mauer gehören mitunter auch bizarre Anekdoten, die von den „Dabeigewesenen“ mit einem Hauch melancholischer Nostalgie erinnert werden, für den Rest der Bevölkerung aber hinsichtlich ihrer damaligen Bedeutung und Symbolkraft kaum noch nachvollziehbar sind. Dazu gehören auch die Ereignisse, die sich im Jahre 1988 auf dem sogenannten Lenné-Dreieck abspielten. Dieser Gebietszipfel lag am Potsdamer Platz, gehörte zur DDR und ragte wie ein spitzer Zacken in das Gebiet West-Berlins hinein. Das Lenné-Dreieck war nicht von der Berliner Mauer eingefasst, es wurde lediglich durch einen maroden Zaun von West-Berlin abgegrenzt.



Flugblatt mit Presseerklärung der Besetzer (Auszug)

Im Rahmen eines Gebietsaustausches sollte das Areal am 1. Juli 1988 an West-Berlin übergeben werden. Die Stadt wollte dort einen Abschnitt der „Westtangente“-Straßenverbindung bauen. Dann aber geschah etwas Unerwartetes: Am 25. Mai wurde das Areal von West-Berliner Polit-Aktivisten in Beschlag genommen und in „Norbert-Kubat-Dreieck“ umbenannt (Kubat war ein Aktivist gewesen, der sich in Polizeihaft das Leben genommen hatte). Die Besetzer bestanden hauptsächlich aus zwei Gruppen: Umweltschützer, die gegen den Bau der neuen Straße waren, und militante „Autonome“, die es vorrangig auf eine Konfrontation mit der Obrigkeit angelegt hatten. Die West-Berliner Polizei konnte nichts gegen die Besetzung tun, da das Areal ja (noch) nicht zu ihrem Hoheitsgebiet gehörte. Und die Polizei Ost-Berlins interessierte sich kaum für die Vorgänge auf einem Stückchen Land, das für sie keine Bedeutung mehr hatte.

Über die nächsten Wochen hinweg – auf dem Areal entstand derweil ein kleines Hüttendorf – standen sich die beiden Seiten abwartend gegenüber. Die Polizei hatte das Gebiet zwar abgeriegelt, aber zumindest die als friedlich angesehene „Ökos“ konnten das Areal frei betreten und verlassen. Zwischen ihnen und den Autonomen gab es derweil immer größere Differenzen. Wie ein Mitglied der Umweltschützer-Fraktion es gegenüber dem Verfasser artikulierte: Die einen wollten Beete anlegen, die anderen Gräben ausheben! Die Situation vor Ort wurde zudem dadurch verschärft, dass einige Autonome nachts aus der Dunkelheit heraus mit Zwillen auf die anwesenden Polizeikräfte schossen.

Am 1. Juli, dem offiziellen Tag der Übergabe des Areals, erschien ein größeres Aufgebot der West-Berliner Polizei, um die Fläche zu räumen. Zur großen Überraschung der Einsatzkräfte kletterten etwa 180 der Besetzer mithilfe provisorischer Leitern und Gitter über die Mauer hinweg in das Sperrgebiet der DDR hinein. Bei diesen Personen handelte es sich größtenteils um den harten „autonomen“ Kern der Besetzer – also Personen, die befürchten mussten, von der Polizei erkennungsdienstlich behandelt oder gar verhaftet zu werden. Heutzutage ist bekannt, dass die Besetzer beziehungsweise ihre Unterstützer bereits einige Zeit vor der Räumung Kontakt mit den ostdeutschen Behörden aufgenommen hatten.

Nachdem sie sicher auf der anderen Seite der Sperranlagen angekommen waren, wurden die „Flüchtlinge“ registriert, rudimentär versorgt und konnten dann wieder in kleinen Grüppchen nach West-Berlin einreisen. Für die DDR war dieser Vorgang ein propagandistischer Coup, konnte man es doch so darstellen, als ob eine größere Menschenmenge im Osten Berlins Schutz vor prügelnden West-Berliner Polizisten gefunden hatte. Heutzutage ist diese einzigartige „Massenflucht in den Osten“ weitgehend in Vergessenheit geraten – wenngleich sie natürlich in den entsprechenden linksalternativen Kreisen längst zu einer Legende geworden ist. Vor Ort erinnert heutzutage nichts mehr an diese historische Begebenheit: Das Lenné-Dreieck ist größtenteils bebaut, die Mauer längst verschwunden.



Lech Wałęsa und Mitstreiter im Jahre 1986

6. Am Anfang stand... Polen!

Heutzutage neigen die deutschen Medien oft dazu, die Öffnung der Berliner Mauer als eine rein deutsche Geschichte zu beschreiben: Da gab es einen maroden Staat namens DDR mit einer unzufriedenen Bevölkerung. Und als irgendwann gar nichts mehr ging und alle Heilsversprechen der Staatsführung sich als Lügen entpuppt hatten, gingen die Menschen auf die Straße. Zuerst setzte es noch Prügel. Dann aber waren die Demonstrationen so groß, dass die Staatsführung zurücktreten musste – und schließlich die Mauer öffnete. Das Ausland spielt bei dieser Erzählung zumeist nur insofern eine Rolle, als dass darauf verwiesen wird, dass der sowjetische Staatschef Gorbatschow der DDR-